

# Podzer Tageblatt

**Abonnementpreis für Podz:**  
 Jährlich 8 Rbl., halbj. 4 Rbl., viertelj. 2 Rbl. pränumerando.  
**Für Auswärtige mit Postverendung:**  
 Jährlich 9 Rbl. 30 Kop., halbjährlich 4 Rbl. 70 Kop.,  
 vierteljährlich 2 Rbl. 35 Kop. pränumerando.  
 Preis eines Exemplars 5 Kop.

**Erscheint 6 Mal wöchentlich.**  
**Redaktion und Expedition: Neuer Ring 6.**  
 Manuscripte werden nicht zurückgeschickt.  
 Redaktions-Sprechstunde von 9—12 Uhr Vormittags.

**Insertionsgebühr:**  
 Für die Petitzette oder deren Raum 6 Kop.,  
 für Reklamen 15 Kop.  
 Im Auslande übernimmt Insertionsaufträge  
 Haasenstein & Vogler, Königsberg i./P. oder deren Filialen.  
 In Warschau: Rajchman & Frensdor, Senatorska 18.

Den 24. Januar 1889: (10-3)  
**TUA-CONCERT.**

Billetts sind in der Buchhandlung des Herrn R. Schatke zu haben.

## Inland.

### St. Petersburg.

Die Suite Sr. Majestät besteht nach der „Nom. Wr.“ zur Zeit aus 180 Personen. Darunter 77 General-Adjutanten, von denen 4 vom Kaiser Nikolai, 68 vom Kaiser Alexander II. und 5 von Sr. Majestät dem Kaiser Alexander III. ernannt sind. Die Zahl der Generale à la suite beläuft sich auf 25, davon sind 21 vom Kaiser Alexander II. und 4 vom Kaiser Alexander III. ernannt. Flügel-Adjutanten giebt es 78, von denen 68 noch unter der vorigen Regierung zu solchen ernannt wurden. Von den Persönlichkeiten der Suite gehören 13 zur Kaiserlichen Familie, 2 sind Herzöge von Leuchtenberg, 1 Prinz von Oldenburg, 17 Fürsten, 18 Grafen, 9 Barone, 120 Gelleute. Ihrer Nationalität nach sind 131 Russen, 31 Deutsche, 6 Finnländer, 3 Polen, 5 Kaukasier, 2 Griechen, 2 Rumänier; dem Range nach sind von den General-Adjutanten, 2 General-Feldmarschälle, 2 General-Admirale, 47 volle Generale, 4 volle Admirale, 19 General-Lieutenants, 3 Vice-Admirale; à la suite stehen 1 General-Lieutenant, 23 General-Majore, 1 Kontre-Admiral. Von den Flügel-Adjutanten sind 58 Obersten, 3 Kapitane 1. Ranges, 4 Oberstlieutenants, 1 Kapitän 2. Ranges, 12 Oberoffiziere.

Zur Thronbesteigung Sr. Majestät zählte die Suite 405 Personen und wurden im Laufe der 8 Jahre 25 derselben zugezählt. Seit der Zeit sind aus der Suite ausgeschieden 67 General-Adjutanten, 100 General-Majore, 82 Flügeladjutanten und 1 der Person Sr. Majestät Attachirter, so daß die Suite zur Zeit nur noch 180 Personen zählt.

Der persische Schah Nassr-Eddin, welcher in letzter Zeit am asiatischen Fieber gelitten, ist, wie die „Nowosti“ erfahren, nunmehr vollständig hergestellt. Der Schah beabsichtigt sich in St. Petersburg von Ende April bis Mitte Mai aufzuhalten; von hier aus geht er auf die Pariser Ausstellung, dann nach Spanien, Italien, Montenegro, Griechenland und in die Türkei. Von dort aus wird der Schah auf dem Seewege Datum, Kutais und Tiflis besuchen.

Aus Nowo-Nadomsk wird uns unter dem 11. d. M. geschrieben:

Gestern Abends um 8 Uhr wurden die Einwohner von Nadomsk und Umgegend durch Feuer Signale alarmirt. Bald war das Object des zerstörenden Elementes gefunden u. s. war es die imposante Fabrik gebogener Möbel der Wiener Firma Jacob & Josef Kohn. Das Feuer entstand in der Diegerei, wo sich ein Transmissions-Lager entzündet haben soll; durch schnelles Herbeischaffen einiger Kannen Wasser hätte das Feuer unterdrückt werden können; jedoch functionirte bald die Pumpe nicht, bald fehlte es an Wasser, so daß das Feuer nun um sich greifen konnte. Durch Unwissenheit einiger Leute wurden obendrein noch einige Fenster zerschlagen und wurde das Feuer durch Zug erst recht geschürt. Bald auch schafften sich die Flammen durch einige Dachöffnungen Bahn und loberten nun hoch empor. Zum Unglück war oberhalb dieses brennenden Seitengebäudes ein großer Ventilator angebracht, welcher zur Politur-Ab-

theilung gehörte. Lange dauerte es nun nicht, als die Flammen auch hier hineinzüngelten und war an dieser Stelle das Feuer in seinem richtigen Element, da es hier in den diversen Materialien, wie: Spiritus, Lack u. viel Nahrung fand; auch die oberhalb der Polirerei befindliche Trockenröhre wurde ein Raub der Flammen. — Glücklicher Weise wehte der Wind von der Stadtseite, so daß andere Gebäude nicht gefährdet wurden; den angestregten Bemühungen einiger Leute ist es gelungen, das Feuer zu localisiren. — An Unfug fehlte es bei dieser Gelegenheit nicht; so wurden ohne irgend welche Veranlassung an der ganz entgegengesetzten Seite Fenster eingeschlagen und sogar ganze Rahmen vom obersten Stockwerk heruntergeworfen. Die Möbel und Schnittmaterialien sind wohl zum größeren Theil gerettet worden, aber durch das Hinabwerfen unbrauchbar geworden. — An hilfsbereiten Händen fehlte es nicht, aber leider sehr an Wasser, so daß man gezwungen war, es aus den angrenzenden Pfützen zu sammeln. — Die Fabrik war bei einer neuen Gesellschaft ziemlich hoch versichert. Die größte Hälfte der Fabrik blieb bis zum Augenblick vom Feuer verschont.

(Gegenwärtig, 9 Uhr Früh, brennt es noch und wird wohl noch die andere Hälfte abbrennen.)

## Ausländische Nachrichten.

Inbezug auf die Jubelfeier der Revolution von 1789 veröffentlicht die royale l'officielle Blätter eine von ihrer Parteileitung ausgehende Erklärung, welche mit folgenden Sätzen schließt: „Nach den Erfahrungen eines Jahrhunderts und frei von allen Vorurtheilen der

Vergangenheit, wünschen wir keinen der ehemaligen Mißbräuche wiederherzustellen, wir weigern uns aber, Frankreich in zwei Ebbeln zu spalten, von denen der eine von 1789 datiren würde. Wir bestätigen, was unsere Väter in den frei und feierlich ausgearbeiteten Wählerbesten behaupteten: die im Grundsatze erbliche Monarchie mit Einrichtungen, die den Bedürfnissen der Zeit angepaßt sind; die Monarchie, die niemals gefählich abgeschafft worden ist; die Nachbefugniß oben und nicht unten, da wo die Nation und die Geschlechter von zehn Jahrhunderten sie anerkannt haben und nicht in der jählichen Oberherrlichkeit der unbewußten, schwankenden Menge; das Gesetz hervorgehend aus dem Einklange des Königs und der Nationalvertretung; das Parlament erhalten in seiner Zuständigkeit und seinen Befugnissen, deren wichtigste in der gründlichen Abmessung der Steuern und in der Ueberwachung der Staatsverwaltung besteht; die wirkliche Verantwortlichkeit der Beamten und die Herrschaft der Ehrlichkeit; die Achtung vor allen Rechten, die älter sind und höher stehen, als irgendwelche Gesetzgebung, die Unverletzlichkeit jedes Eigenthums und jeder Freiheit der Einzelnen, der Religionen, der Gemeinden u. Wir sehen auf unsern Denkmälern, von denen einige von den Flammen der Bürgerkriege geschwärzt sind, die drei Worte eingegraben: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Man hat daraus drei Lügen gemacht. Wir wollen, daß aus ihnen drei Wahrheiten werden sollen. Die Revolution ist am Bankrott angelangt. Wir fordern und begrüßen in unseren Befreiungswünschen an der Schwelle des Jubeljahres den Grundfah der Staatsgewalt, den Prinzen, der gegenüber dem Auslande das geachtete Frankreich des heiligen Ludwig und Heinrich IV. verkörpert, die dauernde Regierung, unter welcher alle Reformen möglich sind, ein Regime, in wel-

## Der kleine Lord.

Von Frances Hodgson Burnett.

(12. Fortsetzung.)

Dawson nickte und wies nach der Thür, wobei sie äußerst geheimnißvoll und vielsagend drein schaute, so daß seine Spannung sich gewaltig steigerte. Nachdem sie die Thür geöffnet hatte, blieb er auf der Schwelle stehen, sprachlos, die Hände in den Taschen, ganz roth vor Aufregung; was er sah, war auch ganz dazu angethan, ein Kinderherz zu überwältigen.

Das Zimmer war ebenfalls groß, wie hier Alles zu sein schien und es kam ihm noch weit schöner vor, als all die übrigen, nur ganz anders. Die Möbel waren nicht so alterthümlich und schwerfällig wie die unten, die Stoffbehänge an Fenstern und Thüren waren heller und leichter, ringsum waren Bücherbretter voll besetzt und auf den Tischen stand eine ganze Menge Spielzacken, wunderbare, kunstvolle Dinge, wie er sie an den großen Schaufenstern in New-York so manches Mal sehnsüchtig angestaunt hatte.

„Das sieht aus wie eines Jungen Zimmer,“ sagte er endlich, tief aufathmend. „Wem gehört das Alles?“

„Gehen Sie doch hinein und sehen sich's an,“ sagte Dawson. „Das ist Alles für Sie!“

„Für mich!“ rief er. „Mir gehört

das? Warum? Wer hat mir das geschenkt?“ Und mit einem Jubelschrei sprang er mitten in das Zimmer. „Das kommt vom Großpapa,“ sagte er mit funkelnden Augen. „Ich weiß es gewiß, das kommt vom Großpapa!“

„Gewiß,“ bestätigte Dawson „und wenn Sie ein artiger junger Herr sein und nicht bei jeder Kleinigkeit ärgerlich werden wollen und den ganzen Tag vergnügt und lustig sein, so gibt er Ihnen, wonach Ihr Herz begehrt.“

Das war ein aufregender Vormittag. Was gab es da Alles zu besehen und zu untersuchen, jedes einzelne Ding war so interessant, daß man kaum davon loskommen konnte. Und dann war es doch gar zu merkwürdig, zu denken, daß das Alles für ihn herbeigeschafft worden war, daß, noch ehe er New-York verlassen, alle diese Herrlichkeiten für ihn vorbereitet worden war.

„Geben Sie je von so einem guten Großvater gehört?“ fragte er Dawson mit Begeisterung.

Dawson war erst seit wenigen Tagen im Hause, aber im Dienerschaftszimmer hatte sie schon mancherlei von den Eigenheiten des alten Herrn gehört.

Von all den süßhaften, jähornigen, wilden alten Kerls, deren bunten Rock zu tragen ich das Pech gehabt, ist der hier der ärgste Wütherich,“ hatte sich Thomas, der lange Bediente, geäußert.

Und dieser selbe Thomas hatte auch mit angehört, in welchen Worten der Graf Mr. Gaviham gegenüber diese zarte Fürsorge für seinen Enkel begründet hatte und hatte nicht verfehlt, dieselben in den unteren Regionen zu wiederholen.

„Man läßt ihm den Willen und füllt seine Zimmer mit Spielzeug,“ hatte Mylord gesagt. „Gebt ihm, was ihm Spaß macht, dann wird die Mutter schnell vergessen sein — das ist Kinderart.“

Bei diesen liebenswürdigen Absichten war die dem Grafen vorbehaltene Entdeckung, daß es dieses Kindes Art nun eben nicht sei, keine erfreuliche für denselben. Er hatte eine schlechte Nacht gehabt und war den Vormittag über in seinem Zimmer geblieben. Nach dem zweiten Frühstück ließ er aber den Enkel doch rufen.

Sofort vernahm er kurze, hastige Schritte in der Halle und mit heißen Wangen und blitzenden Augen trat Cedric bei ihm ein.

„Ich habe immer gewartet, ob Du nicht nach mir schicken würdest,“ sagte er „und ich danke Dir viel tausend, tausendmal für all die schönen Sachen! Den ganzen Vormittag hab' ich damit gespielt!“

„So, so!“ versetzte der Graf. „Sie gefallen Dir also — hm?“

„O und wie! Das kann ich Dir gar nicht sagen!“ betheuerte Lord Fauntleroy freudestrahelnd. „Eins ist dabei, das ist gerade wie base-ball, nur daß man's auf einem Brett spielt mit schwarz und weißen Zapfen. Ich hab's Dawson zeigen wollen, aber sie hat's nicht recht verstanden — natürlich, weil sie eine Dame ist, hat sie ja nie Ball gespielt und ich hab's wahrscheinlich nicht gut erklärt. Aber Du kennst's doch?“

„Ich fürchte, nein,“ versetzte der Graf. „Das ist wohl ein amerikanisches Spiel, nicht? Etwas wie Cricket?“

„Cricket habe ich nie gesehen; aber Mr.

Hobbs hat mich einmal mitgenommen, um base-ball spielen zu sehen. Ein ganz famos Spiel! O, man wird so aufgeregt! Soll ich das Spiel holen und Dir zeigen? Vielleicht gefällt Dir's so gut, daß Du meinen Fuß ganz vergißt — thut er Dir heute sehr weh?“

„Nein, als mir lieb ist wenigstens.“ „Dann laßst Du's vielleicht nicht vergessen,“ sagte Cedric mit besorgter Miene. „Vielleicht war Dir's dann lästig, das Spiel zu lernen.“

„Seh nur immerhin und hole es,“ entschied der Graf.

Es lag wieder ein ironisches Lächeln um seinen Mund, als Cedric mit der Schachtel im Arm und dem größten Feuerreifer in seinem frischen Gesicht zurückkam.

„Darf ich den kleinen Tisch zu Dir hinschieben?“ fragte er.

„Klingelt nur — Thomas besorgt das.“ „O, das kann ich ganz gut allein! Er ist gar nicht schwer!“

„Auch gut,“ bemerkte der Großvater, den es sichtlich belustigte, wie eifrig sein kleiner Kamerad die Vorbereitungen zum Spiele betrieb. Der Tisch wurde glücklich herbeigeschleppt und dann begann eine gründliche, ausführliche Auseinandersetzung und eine sehr dramatische Schilderung des großen base-ball-Wettspieles, das er mit Mr. Hobbs gesehen hatte. Schließlich konnte das Spiel allen Ernstes beginnen und der alte Herr fand es zu seinem Erstaunen keineswegs langweilig.

Sein Partner war mit Leib und Seele dabei, sein fröhliches Lachen, wenn er einen „famosen Wurf“ gethan hatte, seine unparteiische Freude, wenn er selbst, oder wenn



dem Gott seinen Platz wieder einnehmen wird, zum Schutze der Rechte und Freiheiten aller Franzosen."

Bei Charentier in Paris erscheint eben ein Band „Napoleon à l'île d'Elbe“ von Marcellin Pellet, dem ehemaligen Abgeordneten und jetzigen französischen Konsul in Livorno. Wie der Verfasser in seiner Vorrede selbst bemerkt, ist der Aufenthalt des Kaisers Napoleon auf der Insel Elba schon mehrmals erzählt worden, aber Niemand hatte noch an Ort und Stelle diesen interessanten Abschnitt der zeitgenössischen Geschichte studirt. Herr Pellet unterzog sich nun dieser Aufgabe, angeregt durch umfangreiche Aktenstücke, die er in den Archiven seiner Kanzlei vorfand. Einen hervorragenden Platz nehmen darin die Aufzeichnungen eines geheimen Agenten der Regierung Ludwigs XVIII. ein, welcher als Delhändler in Porto-Ferrajo wohnte und mit allen Persönlichkeiten verkehrte, welche Napoleon nahen, mit seinen Hausgenossen sowohl, als mit den zahlreichen fremden Gästen. Derselbe zeichnete Tag für Tag Alles auf, was er erfahren konnte, und sandte diese Notizen an den französischen Konsul in Livorno, einen Korjen Namens Mariotti. Wenn er des Boten sicher war, so geschah es auf gewöhnlichem Papier in deutscher Schrift, wenn nicht, so schrieb er mit sympathischer Dinte und bereitete auf diese Weise Mariotti ziemlich lange vorher auf die Flucht Napoleons vor. Der Konsul drang darauf, daß ihm irgend ein Fahrzeug zur Verfügung gestellt würde, um nöthigenfalls eine Entweichung zu verhindern, aber dieses Fahrzeug, der „Zephir“, fuhr erst am 28. Februar in die Bucht von Livorno ein, und Napoleon hatte den Hafen von Porto-Ferrajo an Bord des „Inconstant“ am 26. verlassen. Am 27. fuhr ein anderer Briggs im toskanischen Archipel an einander vorbei, und der Kapitän des „Zephir“ fragte denjenigen des „Inconstant“, wie es Napoleon auf Elba gehe. Sogleich ergriff der Kaiser das Sprachrohr und rief laut: „Danke, Kommandant, es geht Napoleon gut, sehr gut!“

Eine sehr verdrießliche Angelegenheit macht in den politischen Kreisen Italiens gegenwärtig unangenehmes Aufsehen. Der dem italienischen Abgeordnetenhaus angehörige aktive General Mattei hatte bei der Abstimmung über die von der Regierung zur Verklärung der Wehrkraft des Landes geforderten Mittel gegen die Verletzung gestimmt. Er ist daraufhin zur Disposition gestellt worden, was zu lebhaften Angriffen gegen Crispi und den Kriegsminister in der Presse Anlaß gab, weil man darin eine Verletzung der verfassungsmäßig gewährtesten Freiheit der Abstimmung erblickt. Einem Berichterstatter der „Gazzetta di Venezia“ hat nun General Mattei mitgeteilt, er habe gegen die Regierungsvorlage gestimmt, weil er sonst ein Vertrauen zu dem Kriegsminister Bertoldi-Viale hätte aussprechen müssen, welches er ebenso wenig besitze wie die anderen dem Abgeordnetenhaus angehörigen Offiziere, die sich ihrerseits

der Abstimmung enthielten. General Mattei beschuldigt den Kriegsminister, verschiedene Maßregeln lediglich im Interesse gewisser Geschäftsleute getroffen zu haben, und besorgt, daß die jetzt bewilligten Mittel ebenfalls wenigstens zum Theil in die Taschen dieser Leute wandern könnten. Mattei hatte noch seiner Unterredung mit dem Berichterstatter an das Blatt desselben telegraphirt, es möchte jene Mittheilungen nicht zum Ausdruck bringen, die Redaktion entsprach aber dieser Bitte nicht. Mattei hat darauf in einem Telegramm an den Bürgermeister von Venedig die ihm von dem Berichterstatter in den Mund gelegten Angaben aber erfunten erklärt, dieser hält dieselben aber entschieden aufrecht. Der Kriegsminister ist über diese Anfeindungen sehr entrüstet, doch ist andererseits das Vertrauen in seine Redlichkeit bei allen anständig denkenden Leuten ein zu großes, als daß sein Ansehen darunter leiden könnte. Wären diese Anschuldigungen begründet, so würde er sich wohl gehütet haben, auf Verabschiedung des Generals zu dringen. Eine andere Frage ist freilich die, ob ein Abgeordneter wegen seines Botens auf diese Weise gemahregelt werden darf, und darüber gehen die Meinungen sehr auseinander.

Der Marquis von Salisbury empfing dieser Tage in London im auswärtigen Amte eine Abordnung von Vertretern der Haupthafenplätze im Norden Englands, welche der Regierung die Nothwendigkeit an's Herz legte, die großen Handelshäfen des Landes ohne Verzug in gehörigen Vertheidigungszustand zu versetzen zu lassen. Der Vertreter von Liverpool, Robert Gladstone, hob hervor, daß, wenn Liverpool bombardirt würde und die Tabakmagazine in Brand gesteckt würden, die Regierung allein einen Verlust von über neun Millionen Pfd. Sterl. erleiden dürfte. Lord Salisbury, der von dem Chef der Admiralität, Lord George Hamilton, begleitet war, antwortete, er sympathisire mit der Besorgniß der Handelsinteressenten im Lande bezüglich der Gefahren, welchen der britische Handel im Falle eines Krieges ausgesetzt sein dürfte. Das Erscheinen einer solchen einflussreichen Abordnung, wie die gegenwärtige, wäre zweifelsohne ein Zeichen der Zeit, da dieselbe beweise, daß in vielen Häfen eine Unbehaglichkeit herrsche, welche durch die Zeitverhältnisse nicht ungerechtfertigt sei. „Es würde mir leid thun“, fuhr der Premierminister fort, „wenn vorsehenswürdig wäre, daß das Erscheinen dieser Abordnung den Glauben andeute, daß irgend ein Bruch des Friedens, den wir so lange genossen haben, vor der Thür stehe oder unverzüglich zu besorgen sei; wir können jedoch nicht blind bleiben gegenüber der Thatfache, daß mit Bezug auf die Vertheidigung unserer Seefahrt die Verhältnisse sich jetzt geändert haben. Die Eisenbahnen, welche Eisenbahnen und die Wissenschaft in die Hände ausländischer Regierungen gelenkt haben, könnte in kurzer Zeit Freibräue mit fürchterlicher Kraft gegen uns gerichtet werden, und obwohl es gegen-

wärtig gänzlich unwahrscheinlich ist, daß dieselbe für Angriffszwecke gegen uns gebraucht werden würde und wir nichts zu fürchten haben, können wir nicht blind sein gegen einen anderen Umstand, nämlich, daß Ministerien nicht absolut permanent sind, daß sie häufig wechseln und daß Niemand sagen kann, in wessen Hände diese fürchterliche Gewalt gelegt werden kann.“ Im Weiteren erklärte Lord Salisbury, die Regierung sei sich ihrer Verantwortlichkeit in der von der Abordnung angeregten Frage bewußt und diese Verantwortlichkeit würde ausgeübt werden, wenn der Kriegsminister und der Marineminister ihre Stats im Hause der Gemeinen in der nächsten Parliamentssession beantragen würden.

Der König Wilhelm III. von Holland ist wieder so lebend, daß man seinen Eintritt in allernächster Zeit erwarten muß. Seine Schwäche ist auf's Aeußerste gestiegen, und mehr getragen als gehend verläßt er seine Schlafgemächer, wenn dasselbe gelüftet und auf's Neue bereitet wird. Das Schloß „Het Loo“, in dem der kranke Monarch weilt, ist beständig von Neugierigen umlagert, welche sich über das Befinden des Königs erkundigen wollen. Es ist in der That die Regierung desselben schon beendet und in die Hände der Königin übergegangen, welche, obgleich deutschen Ursprungs, eine echte Holländerin geworden zu sein scheint. Vor dem Abschluß eines langen der Arbeit gewidmeten Lebens hat Wilhelm III. im Bewußtsein seines Zustandes längst die Vorkehrungen getroffen, welche seinen Todesfall vorzusehen. Der durch ein Gesch vom 14. September vorigen Jahres einberufene Vormundschafsrath ist seit Kurzem in Thätigkeit getreten. Der königlichen Mutter sind eine Reihe verdienter Männer zur Seite gestellt, und zwar Baron van Goltstein, van Oldeneller, Baron Schimmelpenninck van Nijse, Präsident der Ersten Kammer der Generalstaaten, Abg. Noöel und Kammerer Baron Vrienen van de Groote Lindt. Berathend rührend ist die Eingebung der Holländer für ihre jugendliche Thronfolgerin, welche alle Hoffnungen auf sich vereinigt, in die sich die verstorbenen Prinzen Wilhelm, Moritz und Alexander theilten. Die Erziehung der jungen Thronfolgerin ist eine äußerst sorgfältige und gewissenhafte. Unter der Aufsicht des Vorstehers der besten Elementarschule des Haag, eines Herrn B. Gedeking, arbeitet die Prinzessin tagtäglich während des ganzen Vormittags, und ihre Fortschritte sind mehr als zufriedenstellend. Die noch nicht neunjährige Schülerin spricht, wie man dem „Hann. Cour.“ aus Amsterdam schreibt, bereits geläufig das Holländische, Französische und Englische, dieselbe beginnt in Kürze auch das Studium des Deutschen. Dabei wird die physische Entwicklung und Ausbildung der Prinzessin nicht vernachlässigt.

Der angesehenste Häuptling in Damaraland (Südost-Afrika) Ramaherero, hat einer deutschen Gesellschaft Freibriefe zur Ausbeutung des Erreichthums seines Gebietes erteilt, worauf Zurüstungen

zur Benutzung dieser Erlaubniß erfolgten. Man fand Gold- und Kupfererze und schickte sich an, einen regelrechten Bergbau einzurichten, als plötzlich ein Engländer Namens Lewis mit der Behauptung auftauchte, daß er ältere Rechte auf das fragliche Gebiet besitze. Er veranlaßte in Folge dessen eine Versammlung von Häuptlingen, die Ramaherero einberufen mußte, und ließ diesen an die ebenfalls eingeladenen Deutschen eine feierliche Rede halten, worin er sich beschwerte, daß die Deutschen ihm keinen Schutz gewährt hätten und bezeugte, daß er Lewis die Verfügung über sein Gebiet schon früher überlassen habe. In Folge dessen soll der Reichskommissar Dr. Goering sammt den deutschen Bergbauern den Rückzug angetreten haben, da er sich von der Richtigkeit jener Angabe habe überzeugen müssen. Ob damit die Sache abgethan ist, erscheint aber doch sehr fraglich, denn so ohne Weiteres wird man deutscherseits wohl nicht weichen. Da die Damaras nun gegen die Vertretung der Kolonialgesellschaft, sowie gegen andere Deutsche sich Alles herausnahmen, so zogen vor der Hand die sämtlichen Deutschen der Kolonialgesellschaft, Bergamt und Gold-Syndikat weg. Die Bergbehörde richtet sich auf Wafos ein, Dr. Goering vorläufig in Walfisch-Bai. Ueber das Weitere schreibt ein Deutscher von dort Folgendes: „Nach Rücksprache mit Dr. Goering und in dem Bewußtsein, daß die Damaras im Westen von Omaruru, also Manasse, sowie im Norden Ramaherero mit den Beschlüssen der Konferenz nicht einverstanden seien, ging ich am 10. d. M. (November) nach Manasse, dem Oberhäuptling der Omaruru- und Otyimbigue-Damaras. Derselbe stellte mir sofort einen Brief aus an Herrn Dr. Goering, wovon ich Ihnen einlegende Kopie übersende. Damit ist die Lewis'sche Sache abgemacht, besonders da Dr. Goering, nachdem er mit Maharero am 21. Oktober 1885 den Schutzvertrag geschlossen hatte, noch mit Manasse einen separaten Schutzvertrag geschlossen hat, wodurch derselbe also im Rang mit Maharero gleichgestellt wird.“ Der Brief des Häuptlings Manasse an Dr. Goering lautet: „Es ist zu meiner Kenntniß gekommen, daß Maharero an dritte Personen Bergwerksgerechtfame vergeben hat, über Landbestheile, welche mir direkt unterstehen, ohne vorher meine Einwilligung dazu einzuholen. Indem ich dagegen namens meines Stammes vollen Protest einlege, theile ich Ihnen mit, daß die beiden Konfessionen, welche Maharero und die Damaras am 20. Oktober 1885 an Herrn Heinrich Kleinschmidt und Peter Scheidweiler verliehen haben, meine volle Zustimmung haben und von dem Tage der Verleihung an voll und ganz zu Recht bestehen, besonders da die Landbestheile, über welche diese Konfessionen verliehen sind, ausschließlich Theile meines Gebietes sind.“

der Gegner Glück hatte, belebten die Sache ungemein. Wer dem Grafen vor einigen Tagen gesagt hätte, daß er Gicht und üble Laune vergessen würde überm Spiele mit schwarz und weißen Holzkäpfchen und einem blondblonden kleinen Jungen als Partner! Und nun war er so vertieft darin, daß er's beinahe überhörte, als Thomas einen Besuch meldete.

Der in Rede stehende Besucher war ein älterer Herr in schwarzer Kleidung und kein geringerer, als der Geisliche des Dreib; derselbe war so verblüfft über das Bild, das sich ihm bei seinem Eintritt darbot, daß er, einen Schritt zurücksprallend, fast mit Thomas zusammengestoßen wäre.

Es gab keinen Theil seiner Amtspflicht, den Mr. Mordaunt so schwierig und so peinlich zu erledigen fand, als den Verkehr mit seinem Outherrn, der die Besuche bei ihm stets zu sehr unergiebigen Stunden gestaltete. Gegen Kirchen und Wohltätigkeitsanstalten hatte derselbe nun einmal ein entschiedenenes Vorurtheil; war die Gicht sehr schlimm, so erklärte er ohne weiteres, daß er nicht durch Erzählungen über das Bettlerpaar mißhandelt werden wolle. Waren die Schmerzen etwas geringer und die Stimmung menschlicher, so gab er zuletzt einiges Geld her, aber nie, ohne möglichst viel Sarkasmen und verletzende Bemerkungen über den Pfarrer ausgegossen zu haben, der es äußerst schwierig fand, seine christlichen Befinnungen auch auf den edlen Lord in Anwendung zu bringen. Aus freiem Willen etwas Gutes thun oder eine freundliche Gesinnung für Andere hegen, waren Dinge, welche Mr. Mordaunt in all den Jahren

an seinem Gebiete nicht kennen gelernt hatte.

Heute war er gekommen, um über einen besonders dringenden Fall zu reden, und er hatte sich noch mehr als sonst mit Furcht und Zittern auf den Weg gemacht. Einmal wußte er, daß der Graf seit mehreren Tagen an einem besonders heftigen Gichtanfall litt und daß das Barometer auf Sturm stand, so daß Gerüchte darüber sogar bis ins Dorf gedrungen waren. — Mrs. Dibble, die einen kleinen Laden mit Nähnadeln, Stücgarn, Pfefferminzjucheln und Klatsch hielt, besaß als Hauptbezugsquelle für letzteren gesuchten Artikel eine Schwester, die als Hausmädchen im Schlosse diente, mit Mr. Thomas auf gutem Fuße stand und einfach „alles“ wußte.

„Wie's der Lord jetzt treibt“, hatte Mrs. Dibble erzählt, „das ist nicht mehr zu sagen, und was er für Ausdrücke braucht — Mr. Thomas hat selbst zu meiner Jane gesagt, das halte kein Christenmensch mehr aus, und wenn der Dienst sonst nicht gut wäre, und die Gesellschaft im Untersloche so nett, hätt' er ihm neulich, nachdem Mylord ihm die heiße Platte mit dem Loast an den Kopf geworfen, rundweg aufgelegt!“

Dies alles war auch ins Pfarrhaus gedrungen, denn der Lord war nun einmal das „schwarze Schaf“ in der Gemeinde, von dem man nicht genug Schauergeschichten erzählen und hören konnte.

Und noch ein anderes ließ den wackeren Geislichen gerade heute einen üblen Empfang im Schlosse fürchten. Jedermann wußte, wie wüthend der Graf über seines Sohnes amerikanische Heirath gewesen war, jedermann wußte, wie hart er ihn behandelt

hatte, und daß der frische, hübsche junge Mann — der einzige seiner Familie, der allgemein beliebt gewesen — arm und unverdient im fremden Lande gestorben war. Jedermann wußte ferner, daß er ohne jede Neigung oder Freude der Ankunft seines Enkels entgegen sah und daß er sich in den Kopf gesetzt hatte, einen ungeschlachten, plumphen Klümmel von Amerikaner in ihm zu finden, der seinem Namen Ehre machen würde. Das alles wußte man, obgleich der harte, stolze Mann sein Inneres vor jedem Menschen zu verbergen glaubte! Und während er sich völlig gesichert vor jedem Einblick in sein Leben hielt, hieß es am Dienerschaftstische: „Wenn der Alte an des Kapitans Jungen denkt, treibt er's noch toller als sonst; weil er eine Hundeanstalt vor dem Bengel hat. Geschicht ihm aber ganz recht, er ist selber schuld daran, und was kann er von einem Kinde erwarten, das da drüben in dem Amerika unter geringen Leuten aufgezogen ist?“

Dies alles überlegte sich Seine Ehrenwürden, als er im Schatten der herrlichen alten Bäume dahinschlief, und er sagte sich, daß dieser besagte Enkel gestern angekommen und zehn gegen eins der Graf infolge des ersten Eindruckes in einer Berserkerwuth sei, und doch mußte es sein!

Dann hatte Thomas ihm die Thür geöffnet und sein erster Blick war auf das merkwürdigste Bild gefallen: der Graf in seinem Behnstuhle, den göttlichen Fuß weich unterstützt, und dicht neben ihm, an das gesunde Knie gelehnt, ein kleiner Junge mit heißen Wangen und vor Uebermuth blühenden Augen.

„Zwei heraus!“ jauchzte die helle Kinderstimme. „Diesmal hast Du kein Glück gehabt, gelt?“

Da wurden beide Spieler plötzlich des Eintretenden ansichtig.

Der Graf blickte auf, zog die Augenbrauen zusammen, wie es seine Art war, und zu Mr. Mordaunts ungemessenem Erstaunen verblüffte sich seine Miene keineswegs, als er ihn erkannte, ja er sah sogar aus, als ob er ganz vergessen hätte, daß es zu seinen Lebensgewohnheiten gehörte, Furcht und Schrecken um sich zu verbreiten.

„Ach!“ sagte er mit seiner rauhen Stimme, reichte ihm aber mit verhältnißmäßiger Artigkeit die Hand. „Guten Morgen, Mordaunt, Sie sehen, ich bin auf eine ganz neue Art beschäftigt.“

Die andere Hand legte er auf Cedrik's Schulter — möglich, daß sich insgeheim etwas wie Stolz in seinem Herzen regte, solch einen Erben vorstellen zu können.

„Dies ist der neue Lord Fauntleroy“, fuhr er fort, „Fauntleroy, dies ist Mordaunt, unser Geislicher.“

Fauntleroy blickte zu dem steifen, schwarz gekleideten Herrn auf und reichte ihm die kleine Hand.

„Es freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, Sir“, sagte er, einedenk der Redensart, mit welcher Mr. Hobbs hier und da einen neuen, hochgeschätzten Kunden beehrte. Cedrik war überzeugt, daß man einem Geislichen gegenüber in der Höflichkeit ein übriges thun müsse.

(Fortsetzung folgt.)



# Beilage zu Nr. 11 des Podzer Tageblatt

## Biblia pauperum.

Als der Herzog zum sterben kam, überreichte er seiner Gattin den Schlüssel zu seiner Bibliothek. Auch empfahl er ihr den alten Silvio, seinen Bibliothekar, als einen vertrauenswürdigen, grundehrlichen Berather. Dann entschlummerte er nach und nach, gottergeben und ohne heftigen Widerstand, denn er hatte von diesem Leben keine Gnade mehr auszubitten. Seine letzten Traumgedanken äuferten sich verworren in frommen Bibelsprüchen und eintönig hergemurmelten Zahlenreihen, in Stoßseufzern und Rechen-Exempeln. Er rief den Erlöser an und betete den ewigen Glaubenssatz der irdischen Welt vor sich hin: Zweimal zwei ist vier. Dann verschied er.

Es währte lange, bis seine Wittwe sich entschloß, mit dem alten Silvio das Bibliothek-Zimmer anzufuchen. Es lag am äußersten Ende des prachtvollen, mit Kunstschätzen aller Art vollgehaufenen Palastes, den der Herzog im alten Aristokraten-Viertel von Paris erworben hatte, ein schmuckloses, fast ganz nacktes kleines Gemach. Die Bücher standen auf Regalen aus schlechtem Eichenholz. Sie waren alle gleich gebunden: schwarzer Sammet, der Schnitt verguldet, auch die Schließen echtes Gold. So sahen sie aus wie die gesammelten Werke eines und desselben Verfassers, und das waren sie auch. Der Herzog selbst hatte diese Bücher geschrieben, deren Inhalt ein gar merkwürdiger war. Auf jedem Blatte stand eine Anweisung von des Herzogs Hand auf wohlverdiente tausend Francs zu lesen. Jeder Band enthielt tausend Blätter, jeder Band war folglich eine Million werth. Die Bibliothek bestand aus zwei bis drei hundert Bänden.

Dies Alles gehörte nun der Herzogin. Ihr Gatte war einer der größten Erwerb-künstler seiner Zeit gewesen, ein Italiener, geboren in Genua, der Stadt, wo die Banken erfunden wurden. Er dachte in Zahlen und sprach seine Gedanken nur in Ziffern aus. Niemand hatte gleich ihm eine so feine Bitterung für den Gewinn, der in der Luft lag, Niemand eine so scharfe sichere Geschäftsrase. „Mir scheint, es fliegen erliche Millionen umher,“ sagte

er bisweilen schnuppernd, zu Silvio, und dieser regte die Nasenflügel und sagte: „Mir auch.“ Dann wurde das Fangnetz ausgespannt, und flugs saßen die Millionen im Garn. Was der Mann anrührte, bekam Geldeswerth. Desfuete er die Hand, regnete es Tausende hinein. Träumte er, er habe im Schlafe fünf Millionen gewonnen, waren es beim Erwachen zehn. So natürlich, als ein Anderer athmet, erschachte er Gold, gewissermaßen automatisch. Die Gunst der Großen hatte um die Schultern dieses menschengewordenen Einmal-eins einen Herzogsmantel gelegt, und er zeigte sich desselben würdig, denn er verstand einzunehmen wie ein Nimmersatt, aber auch auszugeben wie ein edelmüthiger Verschwender. Als Genua einen neuen Hafen brauchte und weder die Stadt noch der Staat die erforderlichen dreißig Millionen aufzubringen vermochte, gab er sie im Handumdrehen. Nie hielt er den Beutel zu gegen die Armen, nie verhärtete sich sein Herz gegen die Nothleidenden; man sagt, er sei ein frommer Christ gewesen. Die schwarzjammenten Bücher, seine gesammelten Werke in Goldschnitt, sahen aus wie Gebetbücher; eine heilige Familie, im vorigen Jahrhundert von Angelika Kaufmann lieblich gemalt, hing über den nackten Regalen als der einzige Schmuck des Zimmers — es war ein gut katho-lischer Reichthum, lauter christliche Mil-lionen.

Gleichgiltigen Auges musterte die Her-zogin ihre seltsame Bücherei, noch gleich-giltiger stand der alte Silvio neben ihr. Im Dienste seines verstorbenen Herrn hatte er so viel Geld durch die Fenster hereinfliegen sehen, so viel, so viel, daß ihm heute Kieselsteine reizender vor-kamen, als Dukaten. Nicht bloß der Groß-besitz von Millionen, sondern auch schon der alltägliche Anblick derselben lehrt das Geld verachten. Silvio hätte von seinem Herrn Alles bekommen, was er verlangt hätte. Allein er saß wünschlos an den Ufern des Geldstromes, sah die Wellen vorbetreiben, hörte ihre Stimme verräuschen und dachte nicht daran, auch nur zu schöpfen, was in die hohle Hand ging. Im Ueber-flusse dieses Palastes hatte er verlernt, Bedürfnisse zu haben Mehr oder weniger war dies auch beim Herzog der Fall ge-wesen. Und die Herzogin gar, eine sechzig-jährige Dame, längst abgestumpft gegen Prunk und Klitter, der glänzenden Lang-

weile gesellschaftlicher Freuden und Genüsse in tiefster Seele abhold, was sollte sie mit dem reichen Erbe beginnen, und was hatte sie davon, wenn sie auch Tag für Tag in Sammelwerke ihres Seligen blätterte? Am liebsten hätte sie die goldene Last von sich geschüttelt, die Millionen ihrem Sohne aufgebürdet. Denn sie hatte einen Sohn, aber der war ein Sonderling, welcher von den väterlichen Schätzen nichts wissen wollte. Auch er verachtete das Geld. Er studirte die modernen Gesellschaftslehren, die Theo-rien der Weltverbesserer, schwärmte für soziale Reformen, verließ das Vaterhaus und lebte als Sprachlehrer von der eigenen Arbeit. Vielleicht blieb er so der echte Sohn seines Vaters. Es schuf ihm größere Freude, zehn Francs zu verdienen, als Millionen zu erben; denn nicht der träge Besitz, sondern das athemlose Streben danach ist der wahre Genuß des Erwerbs-menschen. So lange der Goldsucher nach dem Golde gräbt, lebt Alles an ihm, bebt ihm jeder Nerv, schwingt der ganze Mensch wie eine tönende Saite; hat er den Klumpen, so wird er blöde, betrinkt sich, fällt zum Thiere herab. Vielleicht gleichen hierin alle selbstgemachten Millionäre einander, daß ihnen das Erwerben größere Freude bereitet, als das Erworbene.

So stand die Herzogin allein mit ihren Büchern und wußte nicht, was sie mit dem Reichthum beginnen sollte. Sie fragte wohl manchmal den alten Silvio. Der aber zuckte statt aller Antwort die Achseln und murmelte nur bisweilen einige Worte in den Bart, deren Sinn nicht ganz verständlich war. „Der Eine erwirbt's, der Andere verdirbt's“, pflegte er zu sagen, und die Herzogin verstand lange nicht, was er damit meinte. Es klang ein guter Rath, wie eine Maxime des Sittengesetzes, wie die Mahnung eines klugen Mannes, der seine Weisheit räthselhaft ver-mummte. . . Erwerben — verderben? . . . Endlich glaubte sie den Sinn der Worte zu erfassen. Ja, so war's: der Alte rieth ihr, wieder zu verderben, was ihr Gatte erworben, auszugeben, was er eingenommen, das große Vermögen zu zerlören, das er im Laufe seines Daseins gesammelt hatte. Der eine erwirbt's, der Andere verdirbt's. Ein guter, ein vortrefflicher Rath, welchen zu befolgen die Herzogin keinen Augenblick zauderte. Auf welche Weise sie zerstören mußte, was ihr Gatte aufgebaut, darüber konnte sie ja nicht im Zweifel sein. Das



Riesenvermögen durfte nur in guten Werken ausgegeben werden. Jeder einzelne Band ihrer Bibliothek wurde nun zu einem Buche der Armen, einer Armenbibel, Biblia pauperum. Blatt um Blatt, Band um Band wanderten die Millionen zum Fenster hinaus, wie sie hereingekommen waren, in demselben rasenden Geschwindflug. Um Gutes, viel Gutes zu thun, hatte die Herzogin der Mahnung des Alten freilich nicht bedurft, sondern von jeher den Armen mit vollen Händen gegeben und den Zins ihrer Millionen, der jährlich wieder Millionen betrug, fast ganz im Wohlthun verschleudert. Ja, verschleudert, das war das richtige Wort. Sie schenkte ins Blaue hinein, schenkte Jedem, der aufs Gerathewohl an ihre Thür klopfte. Täglich flogen ihr Hunderte von Bettelbriefen in's Haus, und ohne Antwort blieb fast keiner. In ihrem Palaste war jeder Tag ein Fest des Gebens und Schenkens, alle Abende Weihnachten. Treugläubig folgte sie der Vorschrift des Evangeliums: wer vor ihr bat, dem gab sie, wer ihr den Rock nehmen wollte, dem ließ sie auch den Mantel. In dem kleinen Zimmer jedoch blieben die schwarzjammentenen Bände unangestastet stehen.

Nun sie aber daran ging, auch diese anzugreifen, das Vermögen selber dahin und dorthin zu versprengen, schien es gerathen, ihrer aus Rand und Band gerathenen Wohlthätigkeit bestimmte Wege zu verzeichnen. Der wackere Silvio war dabei ein Rathgeber, der seinesgleichen suchte. Er hatte die Welt gesehen, er kannte das Elend, das in ihr herrscht, wußt, daß dieser unermessliche Sumpf mit seinem Pesthauche ganz nicht ausgetrocknet werden kann — „es werden allezeit Arme sein in Deiner Stadt,“ sagt schon der alte Jehovah zu den Seinigen — allein er war auch überzeugt, daß dieser ärgste Feind des Menschengeschlechtes unablässig bekämpft werden muß, und er bedurfte keiner sonderlichen Ueberredungsgabe, um die Herzogin, die so fanatisch im Wohlthun schwelgte, zu seiner Meinung zu bekehren. Es begann eine Art Zweikampf zwischen ihr und dem Elend der Menschen. Sie gab nicht mehr ganz planlos, sondern nach einem System. Die Barmherzigkeit ward in ihrer Hand zu einer Art Wissenschaft, die Nächstenliebe zu einer geregelten Kunst. In Paris und Genua, wo sie die meiste Zeit ihres Lebens verbracht hatte, wurde eine Wohlthätigkeitsanstalt um die andere gegründet, Schulen, Krankenhäuser, Versorgungspfründen, Zufluchtsstätten für jedeslei Sammer, für jedes Alter und Geschlecht, die meisten auch für jeden Glauben. Der Mensch kann Zeit seines Lebens elend sein: als Kind, in der Reise, im Greisenalter. Die Herzogin hat diese zeitlichen Abstufungen, überhaupt alle Grade des Elends in ihre Rechnung einbezogen, für jeden Grad besondere Anstalten gebaut und dieselben mit dem entsprechenden Vermögen ausgestattet. Kostete eine fünf Millionen, so wurde sie mit zehn Millionen dotirt. Die Zahl der Armenbibeln schrumpfte rasch

zusammen. Mehr als 150 Millionen soll die Herzogin für ihre wohlthätigen Werke ausgegeben haben. Man glaubt ein Märchen zu hören, ein Weihnachtsmärchen; es ist aber glücklicherweise die reine Wahrheit, was hier erzählt wird, und Jedermann hat von der unlängst verstorbenen Herzogin von Galliera gehört. Ihr Gatte hatte einen jener „montes“ zusammengescharrt, wie im mittelalterlichen Italien die großen Geldansammlungen, die Banken, genannt wurden; er hatte einen goldenen Berg aufgehäuft, und seine Frau machte daraus einen mons pietatis, der ohne Zinsen verlieh, das Geliehene nie zurückforderte. Und sie ruhte nicht eher, als bis der Berg abgetragen war bis auf die letzte Scholle.

Gleich ihrem Manne ist die Herzogin eine fromme Katholikin gewesen. Als kürzlich der Heilige Vater sein Subiläum feierte, brachte sie ihm eigenhändig ihren Peterpfennig dar, nämlich eine Million, in purem Golde geprägt. Das mag auch für fromme Augen ein tröstlicher Anblick gewesen sein, denn die Kirche hat immerdar mit der weltlichen Großmacht des Geldes gute Freundschaft gehalten. „Geh't's nit, so gilt's nit!“ rief Luther aus, als er gegen Rom und seinen Schauprunz zu weitem begann. Ja, das gleißte, und das galt auch, die Million der Herzogin von Galliera! Es kommt uns aber fast wie eine Beleidigung dieser edlen Frau vor, anzunehmen, daß sie einzig und allein aus berechnender Frömmigkeit, um sich eine Letzt in den Himmel zu bauen, ihre gottseligen Uebungen verrichtete. Wäre sie ein Freigeist gewesen, sie hätte dasselbe gethan. Ihre Guttathaten waren ihr Bedürfnis, ein innerer Drang, ein Instinkt. Wie ihrem Gatten der Geldverdienst, so scheint ihr das Wohlthun eine zweite Natur, Lebenszweck und Lebensinhalt gewesen zu sein. Einige ihrer Stiftungen tragen einen rein christlichen, andere einen allgemeinen weltlichen Charakter. Bei untadeligem Dogma • Glauben war die Herzogin duldsam, aufgeklärt, bildungsdurstig, und in ihrem Hause verkehrten neben strengen Katholiken ungemein freidenkende Männer. Vor Allem hatte ihre Frömmigkeit gar nichts Kopfhängerisches. Das sprach sich auch in der äußeren Form aus, die sie ihren zahllosen mildthätigen Anstalten gab. Sie haben alle ein palastähnliches Aeußere, ob sie nun gothische oder Renaissance-Bauten sind, und im Innern schmückte sie dieselben mit den besten Werken der modernen Kunst. Man soll ihr das öfters vorgeworfen haben. Wozu der Luxus im Hause der Bedürftigen? Ist es rathsam, denjenigen, der unter Entbehrungen aufgewachsen, an Glanz und Pracht zu gewöhnen? Die Herzogin ließ sich aber durch solcherlei Fragen nicht abhalten, ihren nothleidenden Schützlingen auch eine Augenweide zu spenden und deren unmittelbare Umgebung so heiter wie möglich zu gestalten. Sie folgte darin der vornehmen öltwälschen Sitte. Am Mailänder Großspital haben Generationen von Baumeistern gearbeitet wie an der kunstreichsten

Domkirche, und in Florenz war es ein Brunescollo, der das Findelhaus baute, ein Luca della Robbia, welcher dessen Schauseite schmückte. Einen Strahl der göttlichen Kunst in das Dämmerleben der Armuth fallen zu lassen, ist nicht das schlechteste Almosen.

Ueber den Enterbten hat übrigens die Herzogin auch derer nicht vergessen, die zwar täglich finden, was zur Lebensnahrung und Nothdurft gehört, aber oftmals ihren Geist müssen darben lassen. Sie hat der Stadt Genua den Palazzo Rosso geschenkt, ihr Geburtshaus, wo sie als ein Sprößling der alten Dogenfamilie der Brignole-Sale ihre erste Jugend verlebte. Einen Brignole hieß man einst den König von Corsica. Der rothe Palast ist voll der kostbarsten Kunstwerke; Van Dyck hat hier einige seiner Meisterstücke gemalt. Den größten Theil ihres Kunstbesitzes hat die Herzogin der Stadt Paris überlassen, auch ein Museum dafür gebaut, so daß man die von ihr für solche ideale Zwecke gespendeten Summen auf etwa dreißig Millionen schätzt. Also hat sie für die kommenden Geschlechter erhebenden Kunstgenuß gestiftet, wie sie auf Jahrhunderte hinaus Tausenden und Abertausenden von bedürftigen Menschenkindern die Sorge von der Seele genommen hat. Nothwendigerweise blieb die Wirksamkeit ihrer Menschenliebe auf einen gewissen Bezirk beschränkt. Um dauerndes Heil zu begründen, durfte sie ihren Schatz nicht allzusehr zerplittern. Es theilten sich in denselben Genua, die Stadt ihrer Jugend, und Paris, der Schauplatz ihrer späteren Schicksale. Doch das herrliche Beispiel dieser großartigen Wohlthätigkeit leuchtet über die ganze Welt hin und wird vielleicht, wer kann es wissen, zur Nachfolge aneifern, manche Hand öffnen und manches Herz erwachen.

An zweihundert Millionen hatte die edle Frau dahingegeben, noch befand sich aber eine ansehnliche Reihe von Bänden in der herzoglichen Bibliothek. Mit diesen räumte sie auf testamentarischem Wege auf. Man kennt ihren letzten Willen noch nicht den Einzelheiten nach, doch scheint das Gerücht nicht ohne Grund zu sein, daß sie ihren Pariser Palast mit all seinen Kunstschätzen dem Staate Oesterreich-Ungarn verschrieben hat, denn so mag wohl das angebliche Vermächtniß an die österreichisch-ungarische Botschaft in Paris zu verstehen sein. Eigentliche Universal-Erbin aber wäre nach Abzug der zahllosen Legate die deutsche Kaiserin Friedrich. Auch diese Sage scheint sich bewahrheiten zu wollen, und so hätte denn die merkwürdige Frau ihre schöne Jugend des Gebens und Schenkens in lähn aufsteigender Linie geübt, die Hungerigen gespeist, die Nackten bekleidet, um schließlich ihre Großmuth himmelan zu richten und sogar auf den Thronen Europas ihre Armen zu suchen. Als sie ihr Testament verfaßt hatte, mag sie tief aufgeathmet haben. Nun bejaß sie nichts mehr; das Riesenvermögen hatte sich nach allen Winden zerflattert, der Armenbibel waren alle Blätter ausgerissen.



Wie erworben so verdorben! Nur war aus diesem Verderben unbeschreibliches Glück aufgeblüht.

Die Herzogin starb zu Beginn des vorigen Monats, 73 Jahre alt. Einer ihrer Freunde schildert einen letzten Gang zu ihr: er wanderte durch die Prachtgemächer ihres Palastes, vorüber an den köstlichen Werken der Kunst, bis zu dem kleinen, völlig ausgeräumten Bücherzimmer, aus dem sie ihre letzte Schlafstube gemacht hatte. Da lag sie auf einem schmalen Bett, das einer Bürgerfrau zu schlecht gewesen wäre, und zwischen den erstarrten Händen, aus denen ein Goldsegen ohnegleichen niedergegangen war, hielt sie ein hölzernes Crucifix — den einzigen Besitz, der ihr von den Millionen geblieben. (Düna-Stg.)

## Marienfäden.

Das Stubenmädchen meldete den Professor Reinberg an.

Dora, ein blondes Grethchen von kaum sechzehn Jahren, legte den Stidrahmen, über dem sie so emsig hantirt hatte, beiseite und klatschte in die Hände wie ein frohliches Kind, dem man soeben ein lang-ersehntes Spielzeug bringt.

„Der Professor, ah, nun wird's doch wieder ein wenig lustiger werden!“

Dabei schlang sie den Arm um die trotz der langjährigen Wittwenschaft noch immer in der Schönheit der Jugend prangende Mutter.

„Dora, wie knabenhaft Du Dich geberdest,“ sagte diese sanft verweisend, „wie oft soll ich Dich noch ermahnen...“

Aber der kleine Kobold schloß ihr den Mund mit einem Kusse.

„Pst, wenn er das hören würde, Du strenge, stets schmolende Mama! Er müßte ja glauben, daß ich noch nicht einmal gehen und stehen kann, wie sich's gebührt; eine junge Dame in meinen Jahren!“

Wahrhaftig, ich freue mich stets nur Deinetwegen, wenn dieser häßliche Mensch kommt, denn Du bist seit einiger Zeit so still, so traurig und er versteht es wie kein Anderer, Dich durch seine Plaudereien aufzuheitern.

Die Mutter machte sich sanft von dem übermüthigen Kinde los und erhob sich, um an den Spiegel zu treten, wo sie mit einigen Griffen ihrer schönen, vollen Hände ihr dunkelblondes, wie Bronze schimmerndes Haar ordnete. Vielleicht hatte sie sich auch deshalb abgewendet, um das leise Roth zu verbergen, das bei den letzten Worten Dora's ihre Wangen überflogen hatte.

Das Mädchen aber fuhr in seiner vertraulichen und altklugen Weise fort:

„Gewiß, Mama, nur Deinetwillen seh' ich ihn gerne, denn ich muß es Dir nun einmal sagen, daß ich den Professor gar nicht ausstehe mag. Wenn er auch, wie jeder Professor, eine goldene Brille trägt, so gibt ihm das doch immer nicht das Recht, mich wie ein Schul-

mädchen zu behandeln. Aber ich werde schon noch Gelegenheit finden, ihm zu beweisen, daß ich eine erwachsene...“

In demselben Augenblicke trat der Professor ein, der von der Mutter mit der freundlichen Würde der Hausfrau, von der Tochter hingegen mit dem drolligen Troße des Backfisches empfangen wurde, der mit aller jener Ehrfurcht behandelt zu werden wünscht, die man Matronen entgegenzubringen hat.

Reinberg hatte nicht das Geringste von jener schwerfälligen Unbeholfenheit des Pedanten an sich, als welcher der deutsche Professor im Lustspiele regelmäßig erscheint, er besaß das Aussehen und die Manieren des Mannes von Welt, der sich im Salon anmuthigen Frauen gegenüber ebenso sicher fühlt, wie auf der Lehrkanzel vor den wißbegierigen Sängern der Wissenschaft.

Er plauderte gewandt und mit einer wihigen Grazie über die Nichtigkeiten, welche den beliebten Gesprächsstoff der guten Gesellschaft bilden, und erhob sich sodann, nachdem er auf diese Art den conventi- nellen Umgangsformen den Tribut entrichtet, um sich an die Arbeit zu begeben, die ihn mit diesen beiden Damen bekannt gemacht hatte.

Dora's Vater, der sein Amtsvorgänger gewesen, hatte eine bedeutende und sehr werthvolle Bibliothek hinterlassen, die er anzukaufen wünschte und zu diesem Behufe genau kennen lernen mußte.

In wenigen Tagen mußte diese Revision beendet sein.

Er bemerkte dies, bevor er sich in das Bibliothekszimmer begab, und knüpfte daran eine selbstverständliche, galante Phrase, die sein Bedauern darüber ausdrückte, daß nun auch der ihm so lieb gewordene, freundliche Verkehr in diesem Hause nur mehr kurze Zeit in der bisherigen Form fortbestehen könne.

Er sagte dies verbindlich lächelnd, ohne Nachdruck, etwa in jenem Tone, in dem er einer Nachbarin an der Speisetafel Confituren angeboten hätte.

Und trotzdem zog wieder jener rosigte Hauch über das blasse, schöne Gesicht der Hausfrau... wenn auch nur flüchtig, wie der Kuß eines Sonnenstrahls.

Der Gesanglehrer erschien und Dora begab sich in das Nebenzimmer, um das vorgeschriebene Pensum durzunehmen.

Die Mutter aber ergriff ein Buch und setzte sich in den Fauteuil, der in dem kleinen Erker stand, von dem aus man wohl nicht das lebhafteste Straßentreiben, aber dafür um so besser die ausgedehnten, auf der anderen Seite befindlichen Gartenanlagen betrachten konnte. In der Ferne zeichneten sich die lichtblauen Conturen des Leopoldsberges scharf umrissen von dem stahlblauen, sonnigen Herbsthimmel ab.

Goldener Sonnenschein fluthete über dem schönen Bilde, das sich von hier aus den Blicken darbot...

Die Frau klappte das Buch wieder zu und blickte sinnend in die Ferne und verfolgte mit Aufmerksamkeit den Flug der

weißen seidenen Gespinnste, welche langsam an dem Fenster vorüberzogen.

Marienfäden!

Die fromme Volkssage glaubt, diese Abschiedsboten des geschiedenen Sommers fallen von dem Rocken der Jungfrau Maria vom Himmel zu Erde, wenn die Mutter Gottes für das Jesukind schneeiges Linnen spinnst.

Die träumende Frau erinnerte sich aus den Tagen ihrer Kindheit dieser treuherzigen Legende, und friedsam umfing sie der poesievolle Zauber derselben.

Aber da durchzuckte sie urplötzlich ein anderer Gedanke, der Gedanke an die zweite Bezeichnung dieser schimmernden Fäden.

Altweiberjommer!

Sie murmelte das Wort halblaut vor sich hin, und es war ihr, als ob sich bei dem Klange desselben ihr Herz zusammenkrampfen müßte, über dessen Zustand sie sich gewaltsam belügen wollte und das doch mit jedem Tage deutlicher sprach:

„Du liebst ihn, Du hast nie einen Anderen geliebt!“

Altweiberjommer! Der grausame Sinn dieses Spottwortes kam ihr erst jetzt so recht zum Bewußtsein und es schien ihr, als sei es just für sie erfunden worden und als verhöhne sie der von den Landen Besitz ergreifende Herbst. War nicht dieser schöne, klare, aber trotz alles Sonnenscheins doch schon so kühle Tag, der, wie ein letztes Aufklackern im Blicke der sterbenden Natur, den rauhen Frost, den grauen Himmel, das traurige Hinsiechen von Wald und Feld bereits ahnen ließ, war er etwas Anderes, als das getreue Sinnbild ihres eigenen Lebens?

Eine Thräne des Mitleids mit sich selber erglänzte in den Augen des schönen Weibes.

Als willenloses Kind war sie von den Eltern, deren Anordnungen sie mit stiller, selbstverständlicher Ergebenheit nachzukommen gewöhnt war, an einen Mann verheirathet worden, der ihr Vater hätte sein können und der sie auch immer als solcher behandelte. Eintönig und freudlos flossen für die junge Frau, deren Brust ein mächtiges Sehnen erfüllte, das keine Erfüllung fand, die Tage dahin an der Seite dieses ernsten, verschlossenen Mannes, welcher manchem alten, wurmfressigen Folianten viel mehr Aufmerksamkeit widmete, als seiner Frau.

Und als er starb, da war der Blüthenstaub der Jugend verflogen.

Und jetzt regte sich's urplötzlich knospend in diesem Herzen, das stets jungfräulich geblieben, ein sprossender, klingender und singender Liebesfrühling erschloß sich im Herzen der Dreiunddreißigjährigen.

Altweiberjommer!

War es denn wirklich schon zu spät? War ihr Gang nicht noch immer so elastisch wie der ihrer Tochter, war ihr Antlitz weniger jugendfrisch, brannte in ihren Augen das Feuer der Lebensfreude nicht noch ebenso mächtig wie damals, da sie mit dem Manne an den Altar trat, der



ihre Gatte wurde, ohne der Geliebte ihres Herzens gewesen zu sein?

Muth und Zuversicht zogen wieder ein in ihre Brust, und ihr sanftes, von dem unwiderstehlichen Zauber der Resignation verschöntes Angesicht nahm einen Ausdruck der Entschlossenheit an, der ihr früher fremd gewesen.

Die ihr vergönnte Frist war eine kurze. In wenigen Tagen war die Beschäftigung, die den einzigen Entschuldigungsgrund für die häufigen Besuche des Professors Reinberg bilden konnte, beendet.

Die Entscheidung mußte daher, wenn sie sich in dieser Zeit nicht von selber ergab, gewaltsam herbeigeführt werden.

Es bedurfte keiner Provocation; der Mann, der ihrem Herzen so theuer geworden, führte selber die Entscheidung herbei.

Er war früher wie gewöhnlich gekommen, zu einer Zeit, von der er wohl wußte, daß er die Frau des Hauses allein antreffen werde.

Sie nahm alle Fassung zusammen, um eine Unbefangenheit zu heucheln, die ihr so ferne lag! Sie wußte, daß ihr die nächsten Minuten die seligsten Wünsche erfüllen mußten und das Herz klopfte ihr fast hörbar.

Unter dem Banne dieser schlecht verheilten Erregung trug sie ein Benehmen zur Schau, das so ganz verschieden von dem, welches sie sonst dem Professor zu zeigen gewöhnt war, und in Folge dessen drohte auch diesen gewandten Mann von Welt die souveräne Sorglosigkeit zu verlassen, die ihm im tête-à-tête mit den schönsten Frauen treu geblieben war.

Er versuchte es, von den gleichgiltigsten Dingen zu sprechen, aber jedes seiner Worte erschien ihm so unnatürlich, so gekünstelt.

Die Dame erwiderte in ähnlicher Weise; und während sie sich abmühte, den alten, freundschaftlichen Ton zu treffen, kamen nur leere, ceremonielle Phrasen von ihren Lippen.

Es entstand eine Pause. Beide fühlten, daß dieser Situation, die schon nahe daran war, peinlich zu werden, ein Ende bereitet werden müsse.

Der Professor, der in einem Buche geblättert hatte, machte plötzlich eine Geberde der Ungebuld. Er rückte sich ein Fauteuil herbei und setzte sich nahe, ganz nahe zu der Dame.

„Ich kann nicht länger eine Komödie spielen, die meiner und Ihrer unwürdig ist, meine Gnädige,“ begann er unvermittelt und fast feierlich.

Er versuchte zögernd, die schlaff herabhängende Rechte der Frau zu ergreifen, deren Blicke voll und leuchtend auf ihm ruhten.

Sie entzog ihm die Hand nicht.

„Ich befinde mich nicht mehr in jenen Jahren,“ begann er nach einer Weile wieder und in seinem warmen Tone zitterte es wie von nicht bemeiselter Ergriffenheit, in denen man mächtigen Gefühlen auch

einen überschwänglichen Ausdruck glaubt verleihen zu müssen!“

Er drückte leise die erbebende Hand, die er in der seinigen hielt.

„Ich habe es nicht für nöthig gehalten,“ fuhr er gefasster fort, wobei er es wagte, seinen Blick wieder zu der schönen Frau zu erheben, die mit hochwogendem Busen stumm vor ihm saß, „eine in meinem alten Junggesellenherzen plötzlich emporlodernde Neigung vor Ihren Augen ängstlich zu verbergen, da mir Ihre Betragen alle Hoffnung zu der Erwartung gibt, daß Sie derselben Ihre Billigung nicht versagen werden.“

Nun spürte er ganz deutlich einen leisen Druck der weichen, kleinen Hand. Und in den Augen der Frau, die ihm so nahe saß, daß ihn der Hauch ihres Mundes berührte, leuchtete es auf, wie von freudiger Zustimmung.

„Ich entnehme es aus Ihren Blicken,“ sagte er innigen Tones, „daß Sie einwilligen! Sie geben mir ihr Kind zum Weibe?“

Kein Schrei entrang sich ihren Lippen, nur ein Aechzen, ein röchelndes Aufstöhnen. Todtenblau war sie, als sie aufstand.

Im Gesichte des Professors malte sich erst namenloses Erstaunen über diese plötzliche Umwandlung, aber im nächsten Momente schoß blitzgleich das Verstehen durch sein Hirn.

Kalt und gefaßt erwiderte die Dame: „Ich bedauere von ganzem Herzen, Herr Professor, daß ich Ihnen eine Antwort geben muß, die Sie enttäuschen wird. Dora bringt Ihnen, wie ich genau weiß, nicht eine Spur jener Gesinnung entgegen, die Sie bei ihr mit Bestimmtheit voraussetzen scheinen.“

Bald nachdem sich der Professor entfernt hatte, hüpfte Dora in das Zimmer. Sie schlang die Arme liebevoll um den Hals der Mutter und küßte sie.

Diese erwiderte Umarmung und Kuß des Kindes, aber ein eigenthümlicher Blick traf dasselbe dabei, ein seltsamer, flammender und dabei doch starrer Blick.

„Blickt nicht der Haß so?“

### Zum Zeitvertreib.

— Ein Tonneurrennen, für Deutschland ein neuer Sport, wurde jüngst in Hamburg von der Verwaltung der Heiligengeist-Eisbahn veranstaltet. Dieser in Amerika und auch theilweise im hohen Norden sehr beliebte Wettlauf wird in folgender Weise ausgeführt: Auf der Bahn werden in Entfernung von etwa 20 Meter mehrere Tonnen ohne Deckel und Boden in der Längsrichtung niedergelegt und diese müssen nun die Wettkämpfer im Lauf nach dem Ziel der Reihe nach durchziehen. Hierbei entspinnt sich häufig ein Streit zwischen den Theilnehmern um ein und dieselbe Tonne, und dieses wie andere Hindernisse, die sich den nach dem Ziele hastig steuernden

bewerbern entgegenstellen erzeugen oftmals die drolligsten Lagen und Bilder.

— Irgig hatte in seinem Leben viel Pech gehabt; trotz der rastlosesten Bemühungen war er auf keinen grünen Zweig gekommen; hatte er etwas erworben, so war es im Handumdrehen wieder verhandelt. Endlich war ihm mit geringem Einsatz ein großer Wurf gelungen. Er kauft sich Waaren für sein Geld und geht auf die Frankfurter Messe. Hier eröffnet er eine Bude und legt seine Sachen aus. Kaum jedoch waren die Herrlichkeiten ausgestellt, als ein Platzregen niederfällt, und der arme Irgig muß schleunigst einpacken. Aber alsbald scheint die liebe Sonne wieder, und der Händler holt seinen Kram auf's Neue aus den Kisten hervor. Plötzlich ein neuer Regenguß! Belebend vor Erregung, kann Irgig seine Säckelchen kaum vor der Nässe bergen, dann aber tritt er aus seiner Bude heraus, und mit einem halb grimmigen, halb wehmüthigen Blick nach oben ruft er knirschend: „Er spürt schon wieder 'n paar Groschen Geld bei mir!“

— Wehmüthige Betrachtung eines Lebemanns. Es giebt einen Fall, in dem man lieber einen Fußtritt empfängt als ansteht. Wenn man nämlich Podagra hat.

— Ein Bauer blieb oft zum großen Aerger seiner Frau lange im Wirthshaus sitzen. Die Frau beschloß, als alle Versuche gescheitert waren, ihn durch Schrecken auf bessere Wege zu bringen. Sie trat, als der Bauer wieder einmal spät heimging, phantastisch aufgespritzt hinter einem Baume hervor. „Wer ist das?“ fragte der Mann etwas stutzig. — „Ich bin der Böse!“ sagte die Bäuerin mit hohler Geisterstimme. — „Kommt her und giebt mir die Hand“, entgegnete der Bauer, „ich habe Deine Schwester zur Frau.“

— Bestrafte Grobheit. (Am Schalter.) Herr Kassier das Geld stimmt nicht! — „Ja, das hätten Sie früher sagen sollen, hinterher könnte das jeder Narr sagen!“ — „Nun, die fünf Mark, die Sie mir zu viel gegeben haben, werden mich auch nicht unglücklich machen.“

— Vor Gericht. Gerichts-Präsident: „Was wollten Sie denn mit dem Brecheisen anfangen, welches Sie in Ihrer Wohnung verborgen hatte?“ — Angeklagter: „Herr Gerichtshof, da breche ich immer die Briefe mit uff, die an mir kommen.“

— Gewissenhafte Bosheit. „Aber was fällt Ihnen denn ein, in Ihrer Wohnung Mäuse auszulassen?“

„Weil ich Morgen ausziehe und mich seiner Zeit verpflichtet habe, die Wohnung in eben demselben Zustande zurückzugeben, als ich sie übernommen.“

Schnellpressendruck von Leopold Zoner.



# Chronik.

Das vor unseren Dieben nichts sicher ist, beweist die Thatfache, daß dieselben in der Nacht von Freitag zu Sonnabend das im Hause N. Start, Widzewskistraße Nr. 1437, belegene Auktionslokal, dessen Fenster durch eiserne Gitter wohl verwahrt schienen, erbrachen und betraubten und zwar fielen denselben 150 Stück gerichtlich abgepfändete wollene Lächer, welche demnachst im Auktionswege verkauft werden sollten, in die Hände. Die Polizei ist eifrigst bemüht, die Thäter ausfindig zu machen.

Gestern Morgen zwischen 7 und 8 Uhr fingen mehrere jugendliche Strolche mit einem auswärtigen Fuhrmann, welcher Kohlen geladen hatte und durch die Widzewskistraße nach Hause fuhr, ohne jede Veranlassung einen Streit an und zwar nur aus dem Grunde, um dessen Aufmerksamkeit von seinem Gefährt abzulenken und hierdurch ihren Spießgesellen Gelegenheit zu verschaffen, mehrere Korzer Kohlen von dem Wagen zu stehlen. Ihre Absicht wurde auch erreicht; der Fuhrmann gerieth in eine unheheure Aufregung und fluchte weiblich darauf los, um leider zu spät gewahrt zu werden, weshalb das Diebesgesindel ihn nicht ruhig seiner Wege hatte fahren lassen.

Ein frecher Taschendiebstahl wurde am Freitag Vormittag gegen 11 Uhr auf dem Neuen Ringe verübt und zwar wurde einer Frau N. L. der Paletot mit einem scharfen Messer aufgeschnitten und aus der Klebtasche ein Tuch, in welchem 125 Nbl. eingebunden waren, gestohlen. Es ist anzunehmen, daß der Dieb die Dame schon längere Zeit beobachtet hat, weil dieselbe das Geld erst kurze Zeit vorher auf dem hiesigen Postamt in Empfang genommen und dasselbe sofort in der angegebenen Weise aufbewahrt hatte.

Gesunden wurde in diesen Tagen eine Gelbbörse mit einem Inhalt von 35 Kop. Dieselbe wird in der Kanzlei des Lobzer Stadtmagistrats afforviert und kann daselbst vom rechtmäßigen Eigenthümer binnen einem Monat in Empfang genommen werden. Nach dieser Zeit wird anderweit darüber verfügt.

Ueberrfahren. Am Freitag Morgen fuhren in dem Augenblicke, als eine ältere Frau in der Sredniastraße von einer Seite nach der anderen gehen wollte, von rechts und links zwei Bauernfuhrer auf dieselbe ein, sodaß sie niedergeworfen wurde und bedeutende Verletzungen am Kopfe und an der rechten Hand davontrug. Die jahrlängigen Fuhrleute suchten das Weite.

Eine Gardiebin erwischt. Der Strahnik Wikowski bemerkte am Freitag auf dem Neuen Ringe eine Frauensperson, welche ein großes Paket trug und sich auffällig verdächtig gebendete und, als sie sich von dem Strahnik beobachtet sah, schleunigst in das Neufeld'sche Haus am Neuen Ringe retirirte. Sie wurde jedoch erwischt und, da sie sich über den rechtlichen Erwerb einer größeren Parthie Garn, welche sich in dem Bündel befand, nicht ausweisen konnte, zur Haft gebracht.

In der Obbauischen Zeitung sind von folgenden Vorschlag, den jedenfalls alle Diejenigen, welche öfters längere Reisen per Eisenbahn zu machen gezwungen sind, als sehr praktisch anerkennen werden:

Unter den Waggonen 3. Kl. befinden sich in jedem Zuge solche, die als für Nichtraucher bezeichnet sind, in Wahrheit aber zugleich jener Klasse von Passagieren dienen, die sich einer gewissen Exklusivität erfreuen wollen, um nicht von dem rohen Volk belästigt zu werden. Dieses hat aber gleichfalls das unbestreitbare Recht, sich zu den Nichtrauchern hinzusetzen und vertheilt gar oft die schöne Aussicht auf eine bequeme und ungestörte Fahrt. Dabei ist es jedes Mal eine Art Gefälligkeit von Seiten des Konduktors, die solche Passagiere in Anspruch nehmen müssen, da sie ein besonderes Recht zu einem Nichtraucherplatz durchaus nicht haben, mögen sie auch die strengsten Nikotin-Abstinenzler sein. Dem wäre nun abzuhelfen, wenn von solchen Passagieren, die ein Recht auf ihren Platz erworben und auf Gefälligkeiten sich nicht zu verlassen wünschen, auf jedes Billet ein Zuschlag von 10 Kop. erhoben würde. Derselbe würde gewiß von jedem Passagier gern getragen werden, und die Eisenbahn würde davon nur Vortheil ziehen; beide Theile wären also zufrieden und das Ministerium hätte gewiß nichts dagegen einzuwenden. Ein kleiner Stern auf dem Billet oder ein anderes Zeichen würde den Inhaber für den reservirten Waggon legitimiren. Die Trennung des gewählten Reisepublikums von dem gewöhnlichen wäre auf diese Art auf das Einfachste zu bewerkstelligen, da der reisende Arbeiter oder Krämer vor Allem auf möglichst geringe

Ausgaben während der Fahrt bedacht ist. Diese Einrichtung würde ohne Zweifel den betreffenden Passagieren außerordentlich willkommen sein; mit einer Kleinigkeit hätten sie ein nicht hoch genug zu schätzendes Recht erlangt und brauchten nicht vor der Fahrt in peinlicher Ungewißheit zu schweben, ob sie einen erträglichen Platz erhalten werden. Wollten die geehrten Eisenbahn-Direktionen von diesem Vorschlage Notiz nehmen, so könnten sie auf den ungetheilten Beifall des Publikums rechnen und einem dringenden Bedürfnis Abhilfe schaffen.

Für die Familie Pfeffer gingen bei uns weiter ein: Von den Herren G. und A. 3 Nbl. und von Herrn Restaurateur N. Richter 26 Nbl., welche derselbe von verschiedenen Herren eingesammelt hatte und zwar spendeten: A. N. 3 Nbl., W. B. 3 Nbl., L. E. 1 Nbl., R. S. 1 Nbl., G. G. 50 Kop., G. 30 Kop., A. 1 Nbl., G. 1 Nbl., E. 1 Nbl., N. B. 20 Kop., G. 2 Nbl., W. 1 Nbl., S. 1 Nbl., L. 4 Nbl., J. B. 3 Nbl., F. 1 Nbl., G. 50 Kop., R. 50 Kop., A. 1 Nbl.

Der russische Chor, welcher sich gelegentlich seines Auftretens im Concertsaale am Donnerstag großen Beifalls zu erfreuen hatte, tritt, wie aus dem Inzeratenthelle unseres heutigen Blattes zu ersehen, täglich im Domborff'schen Lokale auf.

Im Waldschlößchen findet heute Nachmittag abermals ein großes Eisfest und Konzert der Infanterie-Kapelle unter Leitung des Herrn Kapellmeisters Dietrich statt. Wenn das Wetter günstig ist, dürfte der Besuch voraussichtlich wieder ein recht reger werden.

## Kleine Notizen.

Aus Riga wird berichtet, daß während der Vorstellung in dem Stadttheater der Kronleuchter auf die Zuschauer herabfiel und einen Mann tödtete. Mehrere Personen wurden verletzt.

Der Prokurist Sahnemann, in Firma Hammer u. Schmidt zu Leipzig, hat 70,000 M. unterschlagen und ist mit dem Gelde flüchtig.

Aus Bromberg wird vom 10. Januar gemeldet: In der vergangenen Nacht ist die große Dampfmaschine der Gebr. Schramm (Wilhelmshöhe) niedergebrennt. Bei dem Rettungswerk büßte der Besitzer der Mühle, Rigard Schramm, sein Leben ein. Derselbe wurde im Kesselhause gefunden, von Dämpfen erstickt.

In Konstanz wurde dieser Tage ein ziemlich heftiger Erdstoß verspürt; er dauerte etwa zwei Stunden und bewegte sich in der Richtung von Nordosten nach Südwesten. Die Fenster klirrten und die Möbel gerieten in's Wanken.

In Newhope, West-Virginien, ereignete sich eine Explosion in einer Mahlmühle, wobei etwa sechs Farmer auf der Stelle ihr Leben einbüßten und mehrere andere verletzt wurden.

Der Polizeikommissar von Quaregnon, Massauz, ist verhaftet worden, nachdem es sich herausgestellt hatte, daß er mehreren Beschuldigten einer Diebstahlsaffäre zu Hebel geworden war.

Von Madrid aus wird für Berlin eine außerordentliche marokkanische Gesandtschaft angekündigt, welche dem Kaiser Wilhelm einige schöne Rosse als Geschenk des Sultans überbringen soll.

Betreffs des in Messina verübten Giftmordes wird jetzt aus Sipari gemeldet, daß eine erwachsene Tochter des verhafteten Bräutigams Castellano, welche der zweiten Ehe ihres Vaters feindselig gesinnt war, nebst zwei ihrer Verwandten verhaftet worden ist. Es sei so gut wie erwiesen, daß dieselben die Abfänger der verhängnisvollen Süßigkeiten gewesen seien.

Der große amerikanische „Showman“ Barnum, der Vertreter des Humbugs in seiner lebenswichtigsten Form, hat sich mit einem Vermögen von 10 Millionen Dollars in's Privatleben zurückgezogen und läßt sich jetzt eine fürstliche Wohnung in Waldemere bauen.

## Neueste Post.

Charlow, 19. Januar. Bei der gestrigen Maskerade mit Allegro-Lotterie in der Adelsversammlung brach Feuer aus, das durch die Feuerwehr rasch unterdrückt wurde.

Die Verspätung der Züge infolge von Schneeverwehungen und Winden dauert fort. Hier ist Thauwetter eingetreten. Der Professor emer. Andreas Nikolajewitsch Stojanow, vormals lange Zeit Detach der juristischen Fakultät, feiert das 35jährige Jubiläum seiner gelehrten Thätigkeit.

Berlin, 10. Januar. Fürst Bismarck ist Donnerstag Abend in Berlin angekommen. Er reiste, entgegen dem Rathe seines Arztes, Mittags mit dem halb 1 Uhr von Friedrichsruh abgehenden Zuge nach Berlin ab, um an den bevorstehenden Kolonialdebatten im Reichstage theilzunehmen. Es verlautet, wie der „Hamb. Korr.“ erfährt, daß der Reichskanzler auch die Morier- und Seffden-Angelegenheit streifen wird. Der Haushalt in Friedrichsruh wird bis auf Weiteres aufgelöst. Jedenfalls wird der Fürst sich nur kurze Zeit in Berlin aufhalten, um sodann seinen Frühjahrsaufenthalt wahrscheinlich in Varzin zu nehmen.

Berlin, 10. Januar. Wie in parlamentarischen Kreisen verlautet, hofft man

die zweite Berathung des Staatshaushaltes im Reichstage in etwa 14 Tagen beendigt zu haben. Es soll dann eine Pause in den Sitzungen eintreten, um dem Abgeordnetenhaus freien Spielraum für seine Arbeiten zu geben. Am Freitag Abend (den 11. v. M.) wird sich die Budget-Kommission mit dem Marine-Stat beschäftigen, und man glaubt, daß bei dieser Gelegenheit sich die Regierung über die Vorgänge auf Samoa, vielleicht auch über die ostafrikanische Frage, äußern wird. Jedenfalls werden die schwebenden kolonialen Fragen bereits sehr bald zur Verhandlung kommen.

Rom, 9. Januar. Der Kriegsminister strengte gegen die „Gazzetta di Venezia“ und andere Zeitungen wegen des Berichts über die Unterredung, in welcher der zur Disposition gestellte General und Deputirte Mattei schwere Anklagen gegen die obersten Militärbehörden erhoben hatte, die Verleumdungsklage an. Der Unterstaatssekretär des Kriegsministeriums, General Corwatto, stellte ebenfalls gegen einige Zeitungen, welche gegen ihn in dieser Angelegenheit Beschuldigungen erhoben, Strafanträge.

## Telegramme.

Paris, 11. Januar. Der Senat wählte Humbert, Magnin und Challemel-Lacour zu Vicepräsidenten. Die Wahl des vierten Vicepräsidenten wurde auf morgen vertagt.

In der Kammer hielt nach der Wahl der Quästoren der Präsident Méline eine Ansprache. Er betonte, sein einziger Ehrgeiz sei, der Politik der Beruhigung zu dienen, welche in gleicher Weise durch das höchste Interesse des Vaterlandes wie der Republik als solcher geboten sei. Diese Politik sei jetzt mehr als jemals erforderlich, wenn Frankreich der bevorstehenden hundertjährigen Gedankfeier der großen Revolution ihren wahren Charakter ausdrücken wolle. Méline sprach sich anerkennend über die parlamentarische Regierungsform aus. Er könne nicht glauben, daß Frankreich in seiner Entwicklung zurückgehen wolle. Um in dieser Richtung zur Vollendung zu gelangen, bedürfe es längerer Zeit. England brauchte Jahrhunderte, um sein parlamentarisches System auszubilden und es vervollkommnet dasselbe noch täglich. Frankreich werde hoffentlich auf mannhafte Rathschläge hören und jede Schwäche vermeiden. Es werde dem edlen Wahlspruch von 1789 treu bleiben: Alles für das Vaterland und die Freiheit!

Paris, 11. Januar. Der Marineminister theilte im heutigen Ministerrathe ein Telegramm des Gouverneurs von Obool (Küstenplatz am südlichen Ausgange des Nothen Meeres, an der Somalifüste) mit, in welchem gemeldet wird, daß der Gouverneur und der Commandant des französischen Schiffes „Meteore“ übereingekommen sind, Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels zu treffen.

New-York, 11. Januar. Telegramme aus verschiedenen Orten schildern die schrecklichen Folgen des bereits gemeldeten Wirbelsturmes, besonders in Pennsylvania, sowie in den mittleren und den westlichen Staaten. Viele Verluste an Menschenleben und zahlreiche Verletzungen werden berichtet. Aus den Trümmern der Schneidemühle in Readney, die wie ein Kartenhaus umgeweht worden ist, sind bis jetzt 5 Tode und 34 Verwundete herausgezogen. Man befürchtet, daß weitere 87 Personen unter den Trümmern begraben sind. Ein in Pittsburg zerstörtes, 30 Fuß hohes Haus tödtete und verletzte beim Einstürzen viele Personen. An Todten sind bis jetzt 14, an Verwundeten 35 aus dem Schutte hervorgezogen. Die aus Eisen und Stahl bestehende Hängebrücke, welche den Niagarafällen zunächst über den Fluß führte, wurde vom Sturm in den Strom gestürzt, nur die Thürme, welche die Ketten trugen, sind stehen geblieben.

Nachstehende Telegramme konnten vom Telegraphenamte theils wegen mangelhafter Adresse, theils aus anderen Gründen nicht zugestellt werden:

Ziele Henrik Hoffmann Ziembinskiemu z Zdunski-Woli. — Engельману изъ Динабурга. — Жуцловичу изъ

Здунскойволн. — Шлитковскому изъ Резины.

Anmerkung: Personen, welche eine von den oben angegebenen Depeschen in Empfang nehmen wollen, sind verpflichtet, dem Telegraphenamte eine entsprechende Legitimation vorzulegen.

## Angekommene Fremde.

Grand Hotel. Herr Kumitzki aus Glogwitz. — Hahn aus Chemnitz. — Major aus Warschau.

## Notizen

über die Bevölkerungsbewegung während der Zeit vom 5. bis 12. Januar.

(Evangelische Confession).  
(Alle Trinitatis-Gemeinde.)

Tausen.	männl.	weibl.	Todesfälle.			
			männl.	weibl.	männl.	weibl.
9	12	4	5	7	1	1

Während dieser Zeit wurden 3 todtgeborene Kinder angemeldet.

## Kirchliche Nachrichten.

Ausgegeben. Johann Adolf Wegner mit Anna Czajner. — Julius Witkowski mit Alwine Liebert. — Eduard Gaschel mit Julianna Ebb. — Anton Peretz mit Marie Lange. — Karol Samann mit Emilie Ulrich. — Stanislaus Borowski mit Karoline Werner. — Ferdinand Wiesner mit Pauline Waldowska. — Rudolf Koschade mit Emilie Wiesner. — Julius Rode mit Auguste Sepold. — Julius Rahnast mit Emilie Fiebig.

## Verstorben.

Julius Schilling 7 Monate, Melida Spiz 2 Monate, Paulina Berschinger 3 Stunden, Linda Schreiber 1 1/2 Jahre, Julius Friedrich Hänsch 9 Wochen, Amalie Stib 2 Monate, Christiane Kiehmann 70 Jahre, Wanda Holzwart 11 Tage, Bertha Dunst 8 Stunden, Lidia Hermann 17 Jahre 7 Monate, Joseph Grohmann 1 1/2 Stunden, Hugo Frießel 6 Wochen, Auguste Brinke 9 Monate, Robert Krause 8 Stunden.

## Coursbericht.

Berlin, den 12. Januar 1889

100 Rubel = 214 M. 50

Altind = 214 M. 25

Warschau, den 12. Januar 1889.

Berlin . . . . . 46 85

London . . . . . 9 46

Paris . . . . . 37 75

Wien . . . . . 78 90

## Inserate.

### Объявление.

Въ Канцелярію Магистрата города Лодзи данъ на храненіе найденный на улицъ кошелекъ съ 35 копѣйками. А потому потерявшій таковой кошелекъ приглашается явиться въ Магистратъ за получениемъ оного въ теченіи одного мѣсяца, ибо въ противномъ случаѣ съ деньгами этими будетъ поступлено по закону.

Um Irrthümer zu vermeiden, mache ich hiermit bekannt, daß mit dem in Nr. 9 des „Lobzer Tageblatt“ von mir erwähnten, mit der Beche durchgebrannten berühmten Weiraths-Kandidaten **Ferdinand Hecke** gemeint ist.

**W. Zosel, Restaurateur.**

Am 4. Januar 1889 a. St. wird im SitzungsSaale des Friedensrichter-Plenums zu Lobz das den

**Anton Hanke'schen Erben** gehörige, in Lobz am Górný Rynek unter Nr. 630 gelegene

## Immobilium,

welches mit einer hypothetischen Schuld von 31,436 Nbl. belastet ist,

öffentlich versteigert werden.

Die Licitation wird von der Abschätzungsumme von 14,000 Nbl. in plus beginnen.



**Stickmaschinen**  
 für Weiß- und Buntstickerei,  
 beste Construction, größte Leistungsfähigkeit.  
 (An 4500 Stickmaschinen bereits geliefert.)

**Tüll- & Gardinen-Webstühle**  
 nach neuestem englischen System  
 empfiehlt  
**Maschinenfabrik Kappel**  
 in Kappel-Chemnitz, Sachsen.

Der Unterricht  
 in meiner  
**Privat- = Lehr- = Anstalt**  
 beginnt am 14. Januar neuen Styls.  
 Neue Schüler und Schülerinnen werden täglich von 9 Uhr bis 3 Uhr  
 angenommen.  
**M. Berlach, Petrikauerstraße Nr. 108, neu.**

**Masken-Anzüge !! Masken-Anzüge !!**  
**Grosse Auswahl**  
 von Damen- und Herren-Kostümen  
 zum Maskenball  
 sind zu verleihen und zu verkaufen beim  
**Theater-Garderobier A. Mencil,**  
 Dzielna-Strasse Nr. 29 (neu).  
 Auch sind daselbst 6 neue Krakowiaks  
 zu Mazur-Aufführungen und Kostüme für Kinder  
 zu haben.

**Herzenberg & Israelsohn,**  
 Lodz, Petrikauer-Strasse Nr. 23.  
**Reichhaltiges Lager**  
 in  
 baumwollenen, wollenen und seidenen  
**Kleiderstoffen,**  
 Jaroslauer Leinen, Tischzeugen  
 und allen anderen Manufakturwaren.  
 Reelle Bedienung, billige aber feste Preise.

**Echten Krimer Natur-COGNAC zum Kur- und Tafel-Gebrauch,**  
 wegen seiner Reinheit und Güte, laut Attest der  
 chemisch-ärztlichen Versuchs-Station der Warschauer Hos-  
 pitaler, dem guten französischen Cognac vollkommen gleich-  
 gestellt, versendet in Kistchen von 6 und 12 Bout. zu 9 resp.  
 18 Rs. franco nach jeder Bahnstation gegen Nachn. des Betrages  
 die Weingroßhandlung **Gebr. Kempner,**  
 Warschau, Długa-Strasse Nr. 5.

Die Nr. 2 der neuen Ausgabe E. für  
**Wollenwaaren-Industrie,**  
 Confection und Wollhandel  
 von **Romens Journal für Textilindustrie**  
 hat u. A. folgenden reichhaltigen Inhalt:  
 Errichtung eines deutschen Terminmarktes für Woll- und Kammtuch; Bedingungen für  
 den Terminhandel mit deutschem Kammtuch in Antwerpen; Betrübliche Manipulationen  
 im Garnhandel; deutsche Confection und Confectionsstoffe. Wiener Modetbilder unserer  
 Berichterstatterin bei **Sarah Bernhardt.** Neue Winterstoffe, Saison 1889/90 nebst  
 Mustern. Markt- und Industrie Verhältnisse aus allen Ländern u.  
**Probenummern gratis** durch die Expedition von **Romens Journal,**  
 Charlottenburg (Berlin).

**Concerthaus.**

Heute Sonntag:  
**Großes**

**Tanz-Kränzchen.**

Entree für Herren 50 Kop.

**Keine Zahnschmerzen mehr**

nach dem Gebrauche des  
**Zahn-Elixirs der R. R. P. Benedictiner** (70-52)  
 Abtei in Soulae (Gironde)  
 erfunden im Jahre 1373  
 von dem Prior Pierre Boursaud  
 zwei goldene Medaillen in Brüssel 1880 und in  
 London 1884.



Der tägliche Gebrauch einiger Tropfen dieses  
 heilkräftigen Elixirs verhindert das Stocken der Zähne,  
 denen er eine alabastergleiche Weiße verleiht, kräftigt  
 das Zahnfleisch und erfrischt den Mund ausgezeichnet.  
 Wir erweisen der leidenden Menschheit einen  
 wesentlichen Dienst, indem wir deren Aufmerksamkeit  
 auf dieses von Alters her bekannte und nützliche Prä-  
 parat lenken, dem besten von allen existiren-  
 den Heilmitteln gegen Zahnschmerzen. Die  
 R. R. P. Benedictiner versfertigen noch Zahn-  
 pulver und Zahnpasta zum Reinigen der Zähne, die  
 ebenfalls in allen bedeutenderen Apotheken, Parfümerie-  
 und Droguen-Handlungen zu haben sind.

Haupt-Agent **A. Seguin, Bordeaux, 106. Croûe de Seguey.**

Das Ältestenamt der

**WEBER-**

Innung zu Lodz

beehrt sich, die Herren Mitmeister zu der  
 am Montag, den 14. Januar 1889 im  
 Meisterhause stattfindenden

**Quartalsitzung**

und Ältesten-Wahl

ergebenst einzuladen. (3-3)

Urząd

starszych zgrupowania  
 Tkaczy m. Łodzi

zawiadamia, że w Poniedziałek 14-go  
 Stycznia r. b. w domu majstrów tkackich  
 odbędzie się

**SESSJA KWARTALNA,**

— wybór starszych zgrupowania —  
 na którą panów majstrów najprzejmiej  
 się zaprasza. (3-3)

Das Ältesten-Amt der

**Fleischer = Innung**

zu Lodz

ladet die Herren Mitmeister zu der am  
 Mittwoch, den 16. Januar, Nach-  
 mittags 4 Uhr im Lokale des Obermeisters  
 stattfindenden

**Quartal = Sitzung**

ganz ergebenst ein. (3-2)

Urząd starszych

zgrupowania Rzeźników  
 m. Łodzi

zaprasza wszystkich p.p. majstrów na  
**sesję kwartalną**  
 odbyć się mającą  
 w lokalu starszego tegoż zgrupowania  
 w Srodę dnia 16. Stycznia r. b. o go-  
 dzinie 4-tej popołudniu.

Das Ältestenamt der

**Schuhmacher - Innung**

zu Lodz

beehrt sich die Herren Mitmeister zu der am  
 Montag, den 14. Januar d. J. statt-  
 findenden

**Quartal = Sitzung**

und Ältesten-Wahl  
 ergebenst einzuladen. (3-3)

Das Ältestenamt der

**Schlosser - Innung zu Lodz**

erzucht sämtliche Herren Mitmeister, zu  
 der am Donnerstag, den 17. Januar 1889,  
 Nachmittags 3 Uhr stattfindenden **Quar-  
 tal = Sitzung und Ältesten = Wahl**  
 sich recht zahlreich einzufinden. (3-2)

**Russischer Chor.**

Von heute ab bis auf Weiteres finden in  
 dem an der Sredniastraße Nr. 330 ge-  
 legenen Concertlokal (BENNDORF)

**CONCERTE**

ausgeführt von obengenannter bestrenom-  
 mirten Gesellschaft statt.

Entree 30 Kop. Anfang 7 1/2 Uhr.  
 Die Direction: **Lingo.**

**Waldschlösschen.**

Sonntag, den 13. Januar 1889:

**Großes Concert**

auf der Eisbahn,  
 ausgeführt von der Kapelle des 37. In-  
 fanterie-Regiments unter Leitung ihres  
 Kapellmeisters Herrn **Dietrich.**

Anfang Nachmittags 2 Uhr.  
 Entree zum Concert 10 Kop. — Entree aufs Eis  
 für Erwachsene 25 Kop., für Kinder 15 Kop.

Bei eintretender Dunkelheit  
 feenhafte Beleuchtung der Eisbahn  
 und bengalisches Feuer.

Für gute warme und kalte Speisen,  
 ausgezeichnete Getränke, sowie für frische  
 Pfannkuchen ist bestens gesorgt.

Um zahlreichen Zuspruch bittet  
**J. Schmagier.**

**Verein**

**Lodzzer Chelisten.**

Heute Sonntag,  
 von 3 Uhr Nachmittags ab:

**CONCERT**

auf der Eisbahn.  
 Entree 25 Kop.

Abends wird die Bahn electr. beuchtet.

**Ich ersuche Herrn W. A.**

ernstlich, seine böse Zunge zu zähmen und  
 nicht weitere Verleumdungen gegen mich zu  
 verbreiten. Das Schlusswort in dieser Sache  
 wird das Gericht sprechen.

**Ernst Karl.**

**IX.**

**Handels-Cursus.**

Beginn am 14. Januar.

Anmeldungen bei **Otto Ringer,**  
 Wschodniastraße Nr. 1415,  
 Haus Dasler.

**Suche eine Stellung**

in einem Agentur- oder Commissions-Ge-  
 schäft. (Anfänglich ohne Sagen-Anspruch.)  
 Gründliche Kenntniss der russischen, auch  
 polnischen und deutschen Sprache. Beste  
 Referenzen. Gest. Offerten bittet man unter  
 S. 3 in der Exped. d. Bl. niederzulegen.